

# Sergius Panin.

Roman von Georges Ohnet.

(15. Fortsetzung und Schluß.)

Er begriff die ganze Tragweite dieses Rathes und beschloß, ihn zu befolgen. Micheline liebte ihn, wandte er sich an ihr Herz, so mußte sie zu ihm halten, obgleich er sie auf's äußerste verletzte hatte; daß aber Frau Desoarennes ihrer Tochter keinen Widerstand entgegenzusetzen könne, wußte er längst.

Durch eine verdeckte Gartenpforte gelangte er unbemerkt in's Haus und erreichte, ohne Aufsehen zu erregen, seine Wohnung. Er fürchtete Frau Desoarennes zu begegnen, bevor er noch Micheline gesehen hatte. Vor allen Dingen mußte er seine Kleider wechseln. Im schwarzen Frack und weißer Kravatte hatte er halb Paris durchwandert. Er schloß die Thür auf, betrachtete erschrocken, ob er sein verändertes Aussehen. Sollte sogar seine Schönheit, sein einiger Vorzug, ihm in die Stiche gefallen haben? Was sollte aus ihm werden, wenn er nicht mehr geliebt? Er mußte daher wie ein Komödiant, der im Begriff ist, eine Glanzrolle zu spielen, seinen Neugierigen die nöthige Sorgfalt widmen. Nur diesmal noch wollte er seiner Frau verführerisch erscheinen; denn von dem Eindruck, den er jetzt auf sie hervorbringen würde, hing sein ganzer Erfolg ab. Er sah sich endlich von seiner Unwiderrlichkeit überzeugt, begab er sich lächelnd in Michelines Zimmer.

Die junge Frau war bereits aufgestanden. Als sie Sergius eintreten sah, konnte sie ihre Gemüthsbebung nicht verbergen. Schon seit langer Zeit hatte ihr Mann sie von solchen vertraulichen Besuchen entzogen. Das Erblicken des Geliebten in diesem Zimmer, das ihr so überliefert, wenn er nicht in ihrer Nähe war, verurtheilte ihn eine geheime Freude. Sie trat ihn lächelnd entgegen und reichte ihm ihre Hand. Sergius zog sie hart an seine Brust, küßte sie auf's Haar und sagte lichernd: „Schon aufgestanden, liebes Kind?“

„Ich habe nur sehr wenig geschlafen“, antwortete Micheline gerührt; „ich war unruhig. Einen Theil der Nacht verbrachte ich, um Sie zu erwarten; denn gestern trennten wir uns, ohne daß ich Ihnen gute Nacht sagen konnte, es war das erste Mal, daß dies geschah.“

„Sie wollten Sie um Verzeihung bitten. Aber Sie sind sehr spät nach Hause zurückgekehrt.“

„Micheline! Ich bin ein Unbittbarer“, unterbrach sie Panin, indem er sich an ihre Seite setzte. „An mir ist es, um Nachsicht zu bitten.“

„Sergius! Ich bitte Sie!“ sagte die junge Frau und ergriff seine beiden Hände. „Alles ist vergeben! Ich wollte Ihnen ja keinen Vorwurf machen; ich liebe Sie so sehr!“

Ein freudentzerrtes Lächeln Michelines Anblick und Thränen füllten ihre Augen.

„Sie weinen?“ sagte Panin. „Ich sehe, wie ich sehe, wie herzensgütig Sie sind, erkenne ich erst, wie sehr ich gegen Sie gesündigt habe! Jetzt erst sehe ich ein, wie sehr Sie meine Ehrerbietung und Hingeblichkeit verdienen. Ich bin Ihnen unendlich und nicht mehr dankbar, sondern Ihnen sagen, wie sehr es mich leid thut, Ihnen so viel Kummer zugefügt zu haben; daß es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen diesen Kummer vergessen zu machen.“

„O, sprich, sprich weiter!“ rief Micheline, entzückt. „Welche Freude, so viele Worte von dir zu vernahmen! Welche Barmherzigkeit, dir glauben zu dürfen! Schätze dich in Herz aus! Du wirst, um dir zu gefallen, könnte ich werden, — daß du Sorgen, Verdruß, so vertraue sie mir an, ich werde dich davon befreien. Wer könnte mir übersehen, wenn es sich um dich handelt?“

„Ich habe gar nichts, Micheline,“ erwiderte Sergius, mit der erkrankten Miene eines Mannes, der etwas zu verheimlichen sucht, „nichts weiter, als das Bekannte, Sie vernachlässigt zu haben.“

„Aber gehört uns nicht die Zukunft?“ fuhr die junge Frau fort und warf ihrem Gatten einen zärtlichen Blick zu.

Der Fürst schüttelte den Kopf und sagte melancholisch: „Wer kann für die Zukunft bürgen?“

Angstlich und ohne ihn recht zu verstehen, aber sofort aufhorchend, näherte sich Micheline ihrem Mann: „Was sind das für sonderbare Worte?“ sagte sie. „Sind wir nicht beide jung? Sieben uns nicht noch viele glückliche Tage bevor, wenn du es willst?“

Schneidend hing sie sich an seine Schulter. Sergius wandte sich ab.

„Ach, bleibe bei mir,“ flüüsterte sie und schloß ihn in ihre Arme, „jetzt bist du so gänzlich mein eigen!“

Panin begriff, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo er alles sagen könne. Es gelang ihm sogar, Thränen zu vergießen; er stieß seine Frau heftig von sich, als ob er von einer heftigen Aufregung ergriffen wäre, und trat an's Fenster. Micheline war sofort an seiner Seite und rief leidenschaftlich und mit bebender Stimme: „Ach, ich wüßte es doch, daß du mir etwas verdirbst. Du bist unglücklich und bekümmert, bist vielleicht in Gefahr? Du, mein Kind, ich, so sage mir die Wahrheit!“

Nun ja, es ist wahr, ich bin in Gefahr, bin bekümmert und unglücklich! Aber hoffe nicht, daß ich dir alles anvertraue, ich möchte zu sehr erdrossen. Wenn ich aber nicht im Stande bin, sollte mich aus der furchtbarsten Lage, in die mich mein Leichtsin, meine Thorheit geführt hat, zu befreien, so bleibe mir, Gott sei Dank, noch ein letzter Ausweg, den ich betreten werde.“

Sergius! Du wirst dich tödnen! rief Micheline fastungslos, als sie Panins verzweifelte Gebärde sah. „Aber was sollst du abhandeln mit mir?“

„Ich weiß, was ich abhandeln mit mir?“ rief Panin, was ist es, das du

mir nicht sagen kannst? Und von wem soll ich es erfahren?“

„Von deiner Mutter,“ sagte Sergius, den Kopf senkend.

„Von meiner Mutter? Gut, ich gehe zu ihr! Du brauchst dich nicht zu fürchten, ich vertheidige dich; wer dich schlagen will, muß zuvor mich treffen.“

Sergius freute ihr seine Arme entgegen und mit einem Kuß küßte er, der Heuchler, ihr, seiner Vertheidigerin, einen Kuß ein, dem nichts zu widerstehen vermochte.

„Erwarte mich hier!“ sagte die junge Frau.

Sie entfernte sich durch den kleinen Salon und betrat das Rauchzimmer. Tief atmend und von der gebundenen Ausregung fast ohnmächtig, mußte sie sich einen Augenblick erholen. Endlich war der langersehnte Tag gekommen. An dem Sergius zu ihr zurückkehrte. Sie eilte weiter, und als sie die Thür der kleinen Treppe erreichte, die zu ihrer Mutter hinabführte, da hörte sie ein leises Klopfen.

Stauend öffnete sie die Thür und prallte mit einem Schrei zurück. Eine Frau stand vor ihr, deren Gesicht ein blasses, schwarzes Schiefer verhielt.

Als diese Frau Micheline erblickte, wollte sie zurückweichen und entsetzlichen. Aber die Eiferfücht der jungen Frau hinderte sie daran; die Fürstin packte sie am Arm, riß ihr den Schleier herunter und ließ, als sie erkannte, wer es war, den Ras aus: „Jeanne!“

Frau Caprol trat nun auf Micheline zu, streckte ihr die Hände entgegen und bat flehentlich und fastungslos: „Micheline! Du mußt nicht glauben... Ich komme...“

„Schweig!“ rief Micheline, „lüge nicht! Ich weiß alles! Du bist die Geliebte meines Mannes!“

Niedergerstimmert durch diese Worte, bedeckte Jeanne ihr Antlitz mit den Händen und schloß: „O, mein Gott!“

„Deine Dreistigkeit übersteigt alle Schranken!“ stürzte Micheline mit sornhebender Stimme fort, „logar hier, in meinem Hause, fort in meinen Armen suchst du ihn aus!“

Jeanne richtete sich empor und rief, erschrocken vor Scham und vor Schmerz: „Ich denke ja nicht, daß es die Liebe ist, welche mich herführt.“

„Und was denn sonst?“ fragte Micheline mit souveräner Verachtung.

„Die Kunde von einer unmittelbaren, unermesslichen Gefahr, welche Sergius bedroht.“

„Eine Gefahr? Was für eine?“

Durch Herabkomponirtheit, hängt er nun gänzlich von der Gnade meines Mannes ab, der geschworen hat, ihn zu vertheidigen.“

„Dein Mann!“

„O, mein Gott!“ rief Jeanne, „er ist ja kein Nebenbuhler. Wenn du im Stande wärst, mich zu Grunde zu richten, wüßtest du es nicht auch thut?“

„Ich?“ sagte Micheline mit wildem Ungestüm, „als ob ich an dich dächte! Zuerst kommt Sergius! Du bist gekommen, um ihn zu warnen?“ sagt du. Was muß geschähen?“

„Er muß fliehen, ohne einen Moment zu verlieren, ohne sich eine Minute länger aufzuhalten.“

Ein selbstbarer Verdacht bemächtigte sich Michelines, sie näherte sich ihrer Nebenbuhlerin und hielt sie fest durch ihren Wild gebannt: „Er muß fliehen?“ wiederholte sie, „und du bietest allem Trost, um ihn zu warnen, kümmerst dich nicht um das Unheil, das du anrichtest? Du willst also mit ihm fliehen?“

Jeanne zögerte noch einen Moment, dann aber rief sie, der legitimen Gattin schamlos und dreist entgegen tretend, sie fast bedrohend: „Nun ja! Ich will es! Genug der Vorstellung! Ich liebe ihn!“

Mit abwehrenden Händen warf sich Micheline ihrer Nebenbuhlerin entgegen, als ob sie verhindern wollte, daß sie sich Sergius näherte. Sie war jetzt wie verwandelt, kampfbereit und müthig: „Verjage es nur, ihn mir zu rauben!“ rief sie.

„Ihn dir rauben?“ entgegnete Jeanne, wie eine Wahnsinnige laut auslachend. „Wem von uns beiden gehört er denn? Erwa der Frau, welche weder von seiner Liebe noch von seiner Gefahr etwas wußte, die weder für sein Glück, noch für seine Rettung etwas zu thun vermochte? Oder der Geliebten, die seineitwischen ihre Ehre opfert und die, um ihn zu retten, ihre Christen auf's Spiel setzt!“

„Unglückliche!“ entgegnete Micheline, „Du verstößt dich auf deine Christenheit, wie auf ein Recht!“

„Welche von uns beiden hat ihn denn eigentlich der andern geraubt?“ fuhr Jeanne fort, alles vergessend, Schreien und Scham. „Weißt du auch, daß er mich schon vor deiner Heirat liebte? Weißt du auch, daß er mich deinetwegen... das heißt um deines Selbes willen, verließ? Wollen wir jetzt abwägen, wer mehr gelitten hat, ich oder du? Wollen wir zählen, wer von uns beiden mehr Thränen vergossen hat? Und erst dann kannst du sagen, welche von uns beiden ihn mehr geliebt hat, welcher er mehr angehört.“

Ganz verblüfft hatte Micheline diesen rasenden Ergruß angehört, dann entgegnete sie ungestüm: „Ach, was liegt daran, wer von uns beiden triumphirt, wenn sein Verderben unvermeidlich ist! Geopfert, die wir sind! Anstatt uns um seine Liebe zu streiten, sollten wir uns lieber um seiner Rettung willen verbünden! Du sagst, er müsse fliehen? Wenn er aber flieht, so bekennst er dadurch, daß er schuldig ist! Die Flucht bedeutet ein Leben der Demüthigung, ein glanz- und ruheloses Leben in der Fremde. Und das ist's, was du ihm anrätst? Du rechnest darauf, diese elende Existenz mit ihm zu theilen! Du willst ihn erlösen machen! Ist das alles, was du ersehen hast?“

Strahlend vor Entrüstung und Stolz und ihre überbeugte Nebenbuhlerin vernichtend, fuhr die legitime Gattin fort: „Wie, sein Schicksal hängt von einem Ratte ab, der dich begünstigt, der alles für dich aufopfern würde, wie

ich für Sergius alles aufopfern könnte, und du zögerst noch, dich diesem Mann zu fügen zu werfen? Du hast ihm noch nicht dein Leben angeboten, um das Leben deines Geliebten zu retten? Und du behauptest, daß du ihn liebtest?“

„Ach!“ stammelte Jeanne erwidert, „du wärest, daß ich ihn liebe, damit er dir angehöre!“

„Das ist der wahre Ausdruck deines Herzens?“ rief Micheline mit geräuschvoller Verachtung. „Nun, ich will dir zeigen, wieviel ich dich bin, vergleiche abhandeln! Wenn ich, um deine Eitelkeit zu beschwichtigen, mich aufopfern muß, so schmeiß dich dir, daß Sergius nach seiner Rettung frei sein soll und daß ich ihn nie wiedersehen will.“

Micheline, die in verklärter Kleinheit die Hände gen Himmel hob, schien größer und erhabener geworden zu sein. Die zitternde Jeanne blinnte auf sein Nebenbuhlerin mit verzweifelnder Angst und flüüsterte erntaun: „Das wölstest du thun?“

„Ich werde noch mehr thun!“ rief die legitime Frau, sich vor der Mitleid des müthigen: „Eigentlich möchte ich dich hassen, aber ich tue vor dir nieder, um dich anzusehen. Höre mich an: Ich werde dich nicht verlassen. Zaubere nicht länger! Folge mir! Laß uns fortgehen und demjenigen zu fügen sind, den du beschimpft hast. Ein Geliebter kann unmöglich geringer als der unferne Feind sein, den wir unsere Liebe opfern, nicht verweigern können, seine Rache zu opfern.“

Diese Selbengröße und diese Güte erweckten in Jeannes Herz Gefühle, die sie längst erstorben wähnte. Einen Augenblick war sie ganz hart vor Erstaunen, dann aber gab sich ihre Brust und ein herzerregendes Gefühl drang daraus hervor; kraftlos sank sie in Michelines Arme, welche ihr diese erdärmungsvoll entgegenstreckte.

„Sergius mir!“ wimmerte die Unglückliche; „ich bin besesselt, deine Rechte sind gebrochen und du hast sie jetzt noch widerwärtiger gemacht. Bekalte Sergius; mit dir wird er wieder achtungswürdig und glücklich werden, denn deine Liebe, wenn sie auch nicht größer als die meine ist, ist reiner und erhabener.“

Hand in Hand eilten nun die beiden in's Oberstübchen westfälischen Frauen fort, um den geliebten Mann zu retten.

Unterdessen labte sich der kleine Salon zurückgebliebene Sergius an der Hoffnung, die ihm Micheline eingespielt hatte. Von den Strapazen der schlaflosen Nacht ermüdet, von den beständigen Aufregungen, die er gehabt, erschöpft, fand er in der nun wieder erlangten Ruhe eine süße Befriedigung. Er ahnte nicht die furchterliche Scene, welche sich einige Schritte von ihm entfernt zwischen Jeanne und Micheline abspielte. Der leidenschaftliche Nebenbuhler seiner Frau liebten blieben ihm unbekannt.

Die Zeit verging. Es war schon mindestens eine Stunde her, seit sich Micheline verlassen hatte, um zu ihrer Mutter zu eilen, und Sergius fand, daß diese Unterredung furchtlich lange dauerte, als ihn plötzlich nachdenkliche Schritte ankündigten. Es kam jemand durch die Gallerie. In der Meinung, es sei Micheline, öffnete er die Thür, um ihr entgegen zu gehen.

Entsetzt, unwillig und erschrocken prallte er zurück, als er Pierre vor sich sah. Seit der schrecklichen Scene in Nizza fanden sich die beiden Männer jetzt zum erstenmal allein gegenüber.

Der Fürst suchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen; er bot dem entsetzten und festen Blick Delarues die Stirn und rief, indem er furchtslosigkeit zu heucheln suchte: „Wie? Sie sind es!“

„Haben Sie mich nicht erwartet?“ antwortete Pierre, dessen barsche Stimme den Fürsten bis ins Innerste erbeben machte.

„Er wollte eben den Mund öffnen, um Pierre mit Fragen zu beschämen, aber der junge Mann schnitt ihm das Wort ab. Mit harten Worten und herausfordernder Stimme fuhr er fort: „Ich habe Ihnen doch ein Versprechen gegeben, sollten Sie es vielleicht vergessen haben? Ich meinestheils habe ein besseres Gedächtnis. Sie sind ein Nichtswürdiger, und... bin gekommen, Sie zu züchtigen.“

„Pierre!“ rief Panin, sich aufbauend. „Dann aber zwang er sich, ruhig zu scheinen, und sagte: „Ach, was! Lassen Sie mich in Ruhe, ich mag Sie nicht anfeuern.“

„Sie müssen es! Sie sind ein Ungeheuer und ein Schandfleck für die Familie, in die Sie aufgenommen wurden. Und da Sie nicht den Muth haben, sich selbst zu tödnen, so bin ich gekommen, um Ihnen zu helfen. Bis heute Abend müssen Sie Paris verlassen haben, wir drängen falls man sie verhaften wird. Wir werden zusammen nach Brüssel reisen und uns dort halten. Sollte das Waffengebiet Ihnen gänzlich sein, so können Sie Ihre Schändlichkeiten fortsetzen... Ich werde wenigstens alles Menschensmögliche getan haben, um zwei unglückliche Frauen von Ihrer Gegenwart zu befreien.“

„Sie sind wohl wahnsinnig!“ rief Sergius böhmisch.

„Glauben Sie das ja nicht! Seien Sie überzeugt, daß ich alles aufbieten werde, um Ihre Einwilligung zu erzwingen. Soll ich Sie etwa obzwingen, um Ihren Muth zu entfodern?“ drohte Pierre, die Hand erhebend.

„Ach, nehmen Sie sich in Acht!“ entsetzte Sergius mit unheilvollerem Blick. Bei diesen Worten öffnete er eine Schublade, die sich in seiner Hand befand, und rief einen Revolver hervor.

„Erst Dieb, dann Meuchelmörder!“ rief Pierre mit furchterlichem Dohn. „Der damit!“

„Er trat auf den Fürsten zu. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Frau Desoarennes erschien. Die Prinzipalin trat, ohne sich zu beugen, näher, legte die Hand auf Delarues' Schulter und

sagte in jenem bedrohenden Ton, dem niemand zu widerstehen konnte: „Erwarten Sie mich in meiner Wohnung, ich will es.“

„Ohne ein Wort zu erwidern, verbeugte sich Pierre und ging hinaus. Der Fürst legte seine Waffe auf den Tisch und wartete.“

„Wir haben miteinander zu reden,“ sagte Frau Desoarennes bedächtig. „Sie werden gewiß darauf eingestimmt sein.“

„Ja wohl, Madame,“ antwortete Panin betäubt, „und Sie können mit glauben, daß mein mein Betragen strengt beurtheilt, als ich selbst.“

Die Prinzipalin konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Ah!“ sagte sie mit verächtlicher Ironie, „dies Gefühl erwartete ich nicht bei Ihnen anzutreffen. Sie haben mich nicht an solche Demuth und Sanftmuth gewöhnt. Sollte die Furcht vielleicht Sie so weit gebracht haben?“

Der Fürst that, als ob er das Verleibende, das in den Worten seiner Schwiegermutter lag, gar nicht begriffen habe. Nur ein Schien ihm aufzufallen: Frau Desoarennes' Erklärung, daß sie nicht erwartet habe, ihn ruhig und trostlos zu finden.

Micheline mußte ihnen aber doch gesagt haben... begann er wieder.

„Ich habe meine Tochter nicht gesehen,“ unterbrach ihn die Prinzipalin streng, „als ob ich deutlich zu verstehen geben wollte, daß er nur noch auf sich selbst rechnen könne.“

„Da Sergius keine Ahnung hatte, daß Micheline, als sie zu ihrer Mutter hinabging, wollte, unentwärtig auf Jeanne getroffen und daß sie, ihren Plan ändernd, zu Caprol geeilt war, so glaubte er, daß ihn seine einzige, mächtige Vertheidigerin verlassen habe. Er hielt sich für verloren! Nun sah er ein, daß seine erbeutete Resignation nutzlos sei, er warf sie von sich und rief mit wüthentheiliger Stimme: „Allo, allo, Sie hat mich verrathen! Nun gut, dann werde ich mich allein vertheidigen!“

„Dann wandte er sich an Frau Desoarennes mit den Worten: „Vor allem, was wollen Sie mit mir?“

„Ich will Ihnen eine Frage vorlegen!“ sagte die Prinzipalin mit starrer Ruhe. „Nun wir, die wir zur Handelswelt gehören, fassen und nicht mehr im Stande sind, uns wieder zu erheben, so wästen wir unsern Muth mit Blut ab, und er verschwindet. Und Sie, die Sie zum Adel gehören, was machen Sie es, wenn Sie entsetzt sind?“

„Was ich mich nicht täusche, Madame, so erweisen Sie mir die Ehre, mich zu fragen, was ich in der Zukunft zu thun gedenke. Ich will Ihnen darauf eine ganz präcise Antwort geben,“ antwortete der Fürst leichtfertig. „Da ich es durchaus nicht für unmöglich halte, mich, wie Sie lagen, wieder aufzurichten, so habe ich beschloßen, heute abend nach Nizza abzureisen, wo ich mit meinem Compagnon, Herrn Herzog, zusammenzutreffen werde. Wir beginnen unsere Geschäfte als Neu. Meine Frau auf deren Abhängigkeit ich trotz allem, was geschehen ist, zähle, wird mich begleiten.“

„In diese Ferne legte der Fürst das ganze Gewicht seiner entarteten Seele.“

„Meine Tochter wird mich nicht verlassen!“ sagte Frau Desoarennes.

„Nun, dann werden Sie uns also auch begleiten,“ erwiderte Panin. „Diese Aussicht ist mir äußerst angenehm. Seit ich unglücklich gehabt habe, begreife ich den ganzen Vortheil, den das Familienleben mit sich bringt.“

„Ah, Sie hoffen, mich mit denselben Mitteln wie früher auf's Neue tödnen zu können!“ sagte Frau Desoarennes.

„Wenn Sie glauben, daß ich jetzt noch Ihrer Feste tanzen werde, so müssen Sie eine andre Melodie anstimmen. Meine Tochter und ich vereint mit Ihnen... in dem Puhl, worin Sie versinken werden? Niemals!“

„Nun,“ rief Panin, „was hoffen Sie denn eigentlich?“

Frau Desoarennes wollte eben antworten, als ein Doppelschlag der im Hofe befindlichen Glocke ertönte und ihre Worte unterbrach. Dieser Signal veränderte nur ganz außerordentlich wichtige Worte und sein Schall wiederholte im Herzen der Prinzipalin wie der Klang einer Todtenglocke. Sergius ranzte die Brauen und wich unwillkürlich zurück.

Mit verstörtem Anlitz überreichte Marcehal durch die halbgeöffnete Thür Frau Desoarennes eine Karte. Die Prinzipalin warf einen Blick darauf, erbleichte und sagte ihrem Sekretär: „Gut! Er soll warten!“

Sie schleuderte die Karte auf den Tisch. Sergius näherte sich und las: „Delarue, Polizeikommissär.“ Als er nun verstört und befürtzt die Prinzipalin fragend anblickte, sagte die: „Nun, das ist deutlich genug. Man kommt, Sie festzunehmen.“

Sergius fürzte jetzt auf seine Kommode zu, öffnete die Schublade, raffte in sie verpackt Eisen mit vollen Händen Geld und Banknoten zusammen und stülte damit seine Taschen.

„Ich habe noch Zeit genug um durch die Hintertreppe zu entkommen. Das ist mein letzter Ausflucht, wenn Sie diesen Mann nur noch fünf Minuten aushalten wollen.“

„Wenn aber die Thür bewacht ist?“ fragte Frau Desoarennes.

Sergius lachte. Er lächelte, daß er in einem Dammfries gelungen sei, dem er nicht mehr entrinnen konnte.

„Man kann angeklagt sein, ohne deshalb auch verurtheilt zu werden,“ stammelte er. „Sie werden Ihren Einfluß geltend machen. Ich weiß, Sie werden mich retten. Sie können auf meine Dankbarkeit rechnen, ich werde alles thun, was Sie verlangen. Lassen Sie mich nicht im Stich, das wäre leig.“

„Er war fastungslos, er zitterte, flehte. Frau Desoarennes' Schwiegerjohn auch nicht um freigesprochen zu werden,“ sagte die Prinzipalin schonungslos.

„Aber was wollen Sie denn, das ich thun soll?“ rief Sergius außer sich.

Frau Desoarennes antwortete nicht.

den. Man schickte ihn auf die Gallerie, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Keller. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gemölde nieder, sie drängten sich drohend am feim Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein—ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie trampfhaft, und... berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich—gond, dornurfsdroll, begütigend, verzehrend.

Es war die Stimme Ancellos, ganz wie sie ihn so oft beruhigt und ermahnt wie sie ihm geschmeichelt und wie sie gemeint hatte. Es war ihm klar, daß Ancellos Seele in seine Geige gefahren war. Es schien ihm, daß ein Theil seiner Schuld schon durch sein maßloses Gend geföhrt sei, daß die Hingeliebene, welche jetzt bei ihm war, die zu ihm sprach und die er, verlockert in seinem Instrument, umfachte, ihm Vergebung verheißte. Da rief eine Saite, eine zweite, eine dritte, ein Zimmerton hallte von dem kalten Gemölde wieder, es war der Todesseufzer der Gemedebene. Erhöht sinkt der Unglückliche auf seine Streu zurück.

Am folgenden Tag steht der Besangene den Schließer an, ihm drei Bolognaisen zu verschaffen. Sein ganzes Wohl und Wehe hängt an ihrem Besig, aber er hat kein Geld, um das Mißgeschick des harten Mannes zu erlösen, seine Worte, um ihn zu gewinnen. Trauernd betrachtet er sein liebes Instrument. Nur die G-Saite ist ihm geblieben. Aber gerade diese taubert ihm die tiefste Altstimme seiner Geliebten hervor. Die ganzen Tage sitzt er, reungslos vor sich hinstarrend, da, aber wenn die Nacht ihre Schatten herabsenkt, dann greift er zu der einzigen Trösterin seines Glendes und geht, von niemand gehört, die wundervollsten Melodien. Damals componierte er die schauerliche Melodie des Liebes:

Das Glück, das einst mich hegte, ist meiner Brust ein Dorn, die Liebe, die mich pflegte, ist meinem Schmerz ein Sporn. O, wende deinen Spiegel, Erinnerung jener Zeit, und drücke, Nacht, dein Siegel, auf die Vergangenheit. Die heiße Thräne zittert auf meine Brust herab; Mein Leben ist verflücht, Ich wünsche mir das Grab.

So zögerte er viele lange Nächte, zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört; als vollendeter Meister trat er aus der dampfenden Gefangniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Noth zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt.

Zufolgende strömten in die goldenen Opernhäuser, um den wunderbaren Fremdling zu hören.

Da stand er leichenblau, abgepaunt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge belebte.

Der stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Jhreit nur blühte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und verlornte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenföndlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatzkelle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hatte ausgezehrt und seine Gebeine ruhen in einem unbekanntem Winkel. Denn als der müde Pilger zu den Citronenbäumen seines Heimathlandes zurückgekehrte, verweigerte man ihm zu Rom noch die letzte Wohlthat einer gewissen Rubelkette. Nur seine Geige ist übrig geblieben und in veredelten wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebannt.

Und wer hat diese Geschichte Paganini's so einfach und doch so zührend erzählt? Wer war der Schreiber jenes Briefes? Es war kein anderer als Graf Molle. Am Abend des 1. Dezember 1841 war er im Opernhaus bei einem Concert gewesen, das ein gewisser Storti, Schüler Paganini's und Erbe seiner Geige, gab. Und nach Hause gekommen, setzte sich der damalige Hauptmann an den Schreibtisch, um seiner lieben Braut und späteren treuen Lebensgefährtin etwas vorzuplauen. Es entwickelte sich bald ein Verhältniß zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn, und hätte ihn doch geliebt, aber er gebannt garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Reizung wuchs eine wüthende Leidenschaft in seinem Herzen auf.

Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und qualte sich in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ich weiß nicht, welcher häßliche Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schwin wüthlicher Intreue auf sie warf. Nur soviel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Sileit durchbohrt gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht wer-

den. Man schickte ihn auf die Gallerie, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Keller. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gemölde nieder, sie drängten sich drohend am feim Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein—ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie trampfhaft, und... berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich—gond, dornurfsdroll, begütigend, verzehrend.

Das Glück, das einst mich hegte, ist meiner Brust ein Dorn, die Liebe, die mich pflegte, ist meinem Schmerz ein Sporn. O, wende deinen Spiegel, Erinnerung jener Zeit, und drücke, Nacht, dein Siegel, auf die Vergangenheit. Die heiße Thräne zittert auf meine Brust herab; Mein Leben ist verflücht, Ich wünsche mir das Grab.

So zögerte er viele lange Nächte, zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört; als vollendeter Meister trat er aus der dampfenden Gefangniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Noth zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt.

Zufolgende strömten in die goldenen Opernhäuser, um den wunderbaren Fremdling zu hören.

Da stand er leichenblau, abgepaunt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge belebte.

Der stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Jhreit nur blühte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und verlornte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenföndlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatzkelle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hatte ausgezehrt und seine Gebeine ruhen in einem unbekanntem Winkel. Denn als der müde Pilger zu den Citronenbäumen seines Heimathlandes zurückgekehrte, verweigerte man ihm zu Rom noch die letzte Wohlthat einer gewissen Rubelkette. Nur seine Geige ist übrig geblieben und in veredelten wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebannt.

Und wer hat diese Geschichte Paganini's so einfach und doch so zührend erzählt? Wer war der Schreiber jenes Briefes? Es war kein anderer als Graf Molle. Am Abend des 1. Dezember 1841 war er im Opernhaus bei einem Concert gewesen, das ein gewisser Storti, Schüler Paganini's und Erbe seiner Geige, gab. Und nach Hause gekommen, setzte sich der damalige Hauptmann an den Schreibtisch, um seiner lieben Braut und späteren treuen Lebensgefährtin etwas vorzuplauen. Es entwickelte sich bald ein Verhältniß zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn, und hätte ihn doch geliebt, aber er gebannt garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Reizung wuchs eine wüthende Leidenschaft in seinem Herzen auf.

Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und qualte sich in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ich weiß nicht, welcher häßliche Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schwin wüthlicher Intreue auf sie warf. Nur soviel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Sileit durchbohrt gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht wer-

den. Man schickte ihn auf die Gallerie, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Keller. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gemölde nieder, sie drängten sich drohend am feim Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein—ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie trampfhaft, und... berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich—gond, dornurfsdroll, begütigend, verzehrend.

Das Glück, das einst mich hegte, ist meiner Brust ein Dorn, die Liebe, die mich pflegte, ist meinem Schmerz ein Sporn. O, wende deinen Spiegel, Erinnerung jener Zeit, und drücke, Nacht, dein Siegel, auf die Vergangenheit. Die heiße Thräne zittert auf meine Brust herab; Mein Leben ist verflücht, Ich wünsche mir das Grab.

So zögerte er viele lange Nächte, zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört; als vollendeter Meister trat er aus der dampfenden Gefangniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Noth zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt.

Zufolgende strömten in die goldenen Opernhäuser, um den wunderbaren Fremdling zu hören.

Da stand er leichenblau, abgepaunt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge belebte.

Der stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Jhreit nur blühte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und verlornte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenföndlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatzkelle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hatte ausgezehrt und seine Gebeine ruhen in einem unbekanntem Winkel. Denn als der müde Pilger zu den Citronenbäumen seines Heimathlandes zurückgekehrte, verweigerte man ihm zu Rom noch die letzte Wohlthat einer gewissen Rubelkette. Nur seine Geige ist übrig geblieben und in veredelten wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebannt.

Und wer hat diese Geschichte Paganini's so einfach und doch so zührend erzählt? Wer war der Schreiber jenes Briefes? Es war kein anderer als Graf Molle. Am Abend des 1. Dezember 1841 war er im Opernhaus bei einem Concert gewesen, das ein gewisser Storti, Schüler Paganini's und Erbe seiner Geige, gab. Und nach Hause gekommen, setzte sich der damalige Hauptmann an den Schreibtisch, um seiner lieben Braut und späteren treuen Lebensgefährtin etwas vorzuplauen. Es entwickelte sich bald ein Verhältniß zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn, und hätte ihn doch geliebt, aber er gebannt garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Reizung wuchs eine wüthende Leidenschaft in seinem Herzen auf.

Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und qualte sich in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ich weiß nicht, welcher häßliche Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schwin wüthlicher Intreue auf sie warf. Nur soviel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Sileit durchbohrt gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht wer-

den. Man schickte ihn auf die Gallerie, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Keller. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gemölde nieder, sie drängten sich drohend am feim Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein—ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie trampfhaft, und... berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich—gond, dornurfsdroll, begütigend, verzehrend.

Das Glück, das einst mich hegte, ist meiner Brust ein Dorn, die Liebe, die mich pflegte, ist meinem Schmerz ein Sporn. O, wende deinen Spiegel, Erinnerung jener Zeit, und drücke, Nacht, dein Siegel, auf die Vergangenheit. Die heiße Thräne zittert auf meine Brust herab; Mein Leben ist verflücht, Ich wünsche mir das Grab.

So zögerte er viele lange Nächte, zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört; als vollendeter Meister trat er aus der dampfenden Gefangniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Noth zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt.

Zufolgende strömten in die goldenen Opernhäuser, um den wunderbaren Fremdling zu hören.

Da stand er leichenblau, abgepaunt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge belebte.

Der stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Jhreit nur blühte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und verlornte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenföndlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatzkelle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hatte ausgezehrt und seine Gebeine ruhen in einem unbekanntem Winkel. Denn als der müde Pilger zu den Citronenbäumen seines Heimathlandes zurückgekehrte, verweigerte man ihm zu Rom noch die letzte Wohlthat einer gewissen Rubelkette. Nur seine Geige ist übrig geblieben und in veredelten wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebannt.

Und wer hat diese Geschichte Paganini's so einfach und doch so zührend erzählt? Wer war der Schreiber jenes Briefes? Es war kein anderer als Graf Molle. Am Abend des 1. Dezember 1841 war er im Opernhaus bei einem Concert gewesen, das ein gewisser Storti, Schüler Paganini's und Erbe seiner Geige, gab. Und nach Hause gekommen, setzte sich der damalige Hauptmann an den Schreibtisch, um seiner lieben Braut und späteren treuen Lebensgefährtin etwas vorzuplauen. Es entwickelte sich bald ein Verhältniß zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn, und hätte ihn doch geliebt, aber er gebannt garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Reizung wuchs eine wüthende Leidenschaft in seinem Herzen auf.

Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und qualte sich in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ich weiß nicht, welcher häßliche Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schwin wüthlicher Intreue auf sie warf. Nur soviel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Sileit durchbohrt gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht wer-

den. Man schickte ihn auf die Gallerie, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Keller. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gemölde nieder, sie drängten sich drohend am feim Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein—ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie trampfhaft, und... berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich—gond, dornurfsdroll, begütigend, verzehrend.

Das Glück, das einst mich hegte, ist meiner Brust ein Dorn, die Liebe, die mich pflegte, ist